

Ansprachen von Papst Benedikt XVI.

Ausgabe 43, 19.01.2008

Inhalt

- **Ansprache Benedikts XVI. beim Neujahrsempfang für das Diplomatische Corps** - am 07.01.08
- **Papst Benedikt XVI.: Die Taufe öffnet uns den Himmel** Angelus am 13.01.
- **Zweite Katechese von Papst Benedikt XVI. über den heiligen Augustinus (354 - 430)** - Generalaudienz vom 16.01.
- **Ansprache, die Benedikt XVI. für die römische Universität Sapienza vorbereitet hat** - 17.01.
- **Erste Katechese von Papst Benedikt XVI. über den heiligen Augustinus (354 - 430)** - 09.01.

Ansprache Benedikts XVI. beim Neujahrsempfang für das Diplomatische Corps

„Die Diplomatie ist in gewisser Weise die Kunst der Hoffnung“

7. Januar 2007 - Exzellenzen, meine Damen und Herren!

1. Herzlich möchte ich Ihren Doyen, Botschafter Giovanni Galassi, begrüßen und ihm für die liebenswürdigen Worte danken, die er im Namen des akkreditierten Diplomatischen Korps an mich gerichtet hat. Jedem von Ihnen, besonders denjenigen, die zum ersten Mal an diesem Zusammentreffen teilnehmen, entbiete ich meinen ehrerbietigen Gruß. Durch Sie bringe ich den Völkern und den Regierungen, die würdig und kundig von Ihnen vertreten werden, meine tief empfundenen Wünsche zum Ausdruck. Ein Trauerfall hat vor einigen Wochen Ihre Gemeinschaft erschüttert: der Botschafter von Frankreich, Herr Bernard Kessedjian, hat seine irdische Pilgerfahrt beendet; möge der Herr ihn in Seinen Frieden aufnehmen! Besonders denke ich heute auch an die Nationen, die noch keine diplomatischen Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl unterhalten: auch sie haben im Herzen des Papstes einen Platz. Die Kirche ist zutiefst davon überzeugt – wie ich es auch in der Botschaft zur Feier des diesjährigen Weltfriedenstages habe betonen wollen –, dass die Menschheit eine Familie ist.

2. In diesem familiären Sinn sind diplomatische Beziehungen zu den Vereinten Arabischen Emiraten aufgenommen worden sowie die Besuche in Länder, die mir sehr am Herzen liegen, verlaufen. Der warmherzige Empfang der Brasilianer klingt noch in meinem Herzen nach! In diesem Land durfte ich den Vertretern der großen Familie der Kirche in Lateinamerika und der Karibik begegnen, die zur Fünften Generalversammlung der CELAM in Aparecida zusammengekommen waren. Im wirtschaftlichen und sozialen Bereich konnte ich sowohl deutliche Zeichen der Hoffnung als auch Grund zur Sorge für diesen Kontinent erkennen. Wie sollte man sich nicht eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen den Völkern Lateinamerikas wünschen sowie in jedem der Länder, aus denen der Kontinent sich zusammensetzt, den Rückgang der inneren Spannungen, damit sie sich gemeinsam auf die großen, vom Evangelium inspirierten Werte konzentrieren können? Ich möchte Kuba erwähnen, das sich darauf vorbereitet, den zehnten Jahrestag des Besuchs meines verehrten Vorgängers zu feiern. Papst Johannes Paul II. ist von den offiziellen Vertretern und von der Bevölkerung freundlich empfangen worden, und er hat alle Kubaner zur Zusammenarbeit für eine bessere Zukunft ermutigt. Es sei mir erlaubt, diese Botschaft der Hoffnung aufzunehmen, die nichts von ihrer Aktualität verloren hat.

3. Meine Gedanken und mein Gebet waren vor allem auf jene Bevölkerungen gerichtet, die von schrecklichen Naturkatastrophen heimgesucht worden sind. Ich denke an die schweren Stürme und Überschwemmungen, die einige Gebiete in Mexiko und Mittelamerika sowie in Ländern Afrikas und Asiens – vor allem Bangladesch – und einen Teil Ozeaniens verwüstet haben; auch die großen Brandkatastrophen sind hier zu erwähnen. Der Kardinalstaatssekretär, der Ende August nach Peru gefahren ist, hat mir ein direktes Zeugnis über die Zerstörungen und die Verzweiflung, die durch das schreckliche Erdbeben verursacht worden sind, gebracht, aber auch über den Mut und den Glauben der betroffenen Bevölkerung. Angesichts von solch tragischen Ereignissen ist ein gemeinsames und starkes Bemühen erforderlich. Wie ich in der Enzyklika über die Hoffnung geschrieben habe: „Das Maß der Humanität bestimmt sich ganz wesentlich im Verhältnis zum Leid und zum Leidenden. Das gilt für den Einzelnen wie für die Gesellschaft“ (Spe salvi, Nr. 38).

Israel und Palästina brauchen Unterstützung

4. Die internationale Gemeinschaft ist weiterhin zutiefst über die Situation im Nahen Osten besorgt. Ich freue mich, dass die Konferenz in Annapolis Zeichen dahingehend gegeben hat, sich nicht weiterhin mit Teillösungen oder unilateralen Lösungen behelfen zu wollen, sondern diesen Weg zugunsten eines globalen Ansatzes zu verlassen, der die Rechte und Interessen der Bevölkerungen in dieser Region respektiert. Ich möchte Israelis und Palästinenser nochmals dazu aufrufen, mit vereinten Kräften für die Durchsetzung der bei diesem Anlass gemachten Zusagen zu sorgen und den glücklich in die Wege geleiteten Prozess nicht zu behindern. Außerdem fordere ich die internationale Gemeinschaft dazu auf, diese beiden Völker mit Überzeugung und Verständnis für ihre jeweiligen Leiden und Ängste zu unterstützen. Wie sollte man sich dem Libanon nicht verbunden fühlen angesichts des Unglücks und der Gewalt, von denen dieses geliebte Land weiterhin heimgesucht wird? Ich wünsche mir, dass die Libanesen frei über ihre Zukunft entscheiden können mögen und bitte den Herrn, sie zu erleuchten – angefangen bei den Verantwortlichen des öffentlichen Lebens –, damit sie Teilinteressen zurückstellen und bereit sind, sich für den Weg des Dialogs und der Versöhnung einzusetzen. Nur so wird das Land Fortschritte in der Stabilität erreichen und wieder ein Vorbild für das Zusammenleben verschiedener Gemeinschaften sein können. Auch im Irak bedarf es dringend der Versöhnung! Die terroristischen Anschläge, die Bedrohungen und die Gewalt, besonders gegen die christliche Gemeinschaft, halten an, und die Nachrichten, die wir gestern erhalten haben, geben weiteren Anlass zur

Besorgnis; offensichtlich müssen die Schwierigkeiten gewisser politischer Fragen noch gelöst werden. In diesem Rahmen wird eine entsprechende Verfassungsreform für die Bewahrung der Rechte der Minderheiten sorgen müssen. Für die vom Krieg betroffene Bevölkerung sind bedeutende humanitäre Hilfen erforderlich; ich denke vor allem an die Vertriebenen innerhalb des Landes sowie an die Flüchtlinge im Ausland, unter denen sich zahlreiche Christen befinden. Ich fordere die internationale Gemeinschaft dazu auf, sich ihnen sowie den Ländern gegenüber, in denen sie Zuflucht finden und deren Aufnahmekapazitäten einer harten Probe unterzogen werden, großzügig zu zeigen. Ich möchte außerdem dazu ermutigen, dass zur Lösung der Frage des iranischen Atomprogramms der Weg der Diplomatie anhaltend weiter verfolgt und dass guten Glaubens verhandelt wird sowie dass Maßnahmen verabschiedet werden, die dazu bestimmt sind, mehr Transparenz und größeres gegenseitiges Vertrauen zu schaffen und stets die wirklichen Bedürfnisse der Völker und das Allgemeinwohl der Menschheitsfamilie zu berücksichtigen.

5. Mit einem umfassenderen Blick auf den gesamten asiatischen Kontinent möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige andere Krisensituationen lenken. Zunächst auf Pakistan, das während der vergangenen Monate von schwerer Gewalt heimgesucht worden ist. Ich möchte, dass sich alle politischen und sozialen Kräfte für den Aufbau einer friedlichen Gesellschaft einsetzen, in der die Rechte aller respektiert werden. In Afghanistan kommen zur Gewalt weitere schwere gesellschaftliche Probleme wie der Drogenanbau hinzu; es ist notwendig, mehr Unterstützung für die Entwicklungsbemühungen anzubieten und sich noch intensiver für den Aufbau einer ruhigen Zukunft einzusetzen. In Sri Lanka können entscheidende Bemühungen, die unermesslichen Leiden, die durch den derzeitigen Konflikt verursacht werden, zu lindern, nicht mehr auf später verschoben werden. Und ich bitte den Herrn, dass in Myanmar mit Hilfe der internationalen Gemeinschaft eine Zeit des Dialogs zwischen Regierung und Opposition beginnt, bei dem die Respektierung aller Menschenrechte und fundamentaler Freiheiten wirklich gewährleistet wird.

6. Wenn ich mich nun Afrika zuwende, möchte ich an erster Stelle nochmals meinen tiefen Schmerz über die Feststellung zum Ausdruck bringen, dass die anhaltende düstere Folge von Hunger und Sterben in Darfour die Hoffnung nahezu besiegt zu haben scheint. Ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass die gemeinsame Aktion der Vereinten Nationen und der Afrikanischen Union, deren Mission gerade begonnen hat, der schwer getroffenen Bevölkerung Hilfe und Entlastung bringt. Der Friedensprozess in der Demokratischen Republik Kongo stößt bei den großen Seen, vor allem in den östlichen Gebieten, auf starken Widerstand, und Somalia, besonders Mogadischu, wird weiterhin von Gewalt und Armut heimgesucht. Ich rufe die Konfliktparteien dazu auf, die Kampfhandlungen einzustellen, den Transport der humanitären Hilfe zu erleichtern und die Zivilbevölkerung zu respektieren. Kenia hat in den vergangenen Tagen einen plötzlichen Gewaltausbruch erlebt. Ich möchte mich dem Aufruf der Bischöfe vom 2. Januar anschließen und alle

Einwohner sowie vor allem die politisch Verantwortlichen dazu auffordern, mittels Dialog nach einer friedlichen Lösung zu suchen, die auf Gerechtigkeit und Brüderlichkeit gründet. Die katholische Kirche steht den Schmerzensrufen dieser Region nicht gleichgültig gegenüber. Sie macht sich die Bitte der Flüchtlinge und Vertriebenen um Hilfe zu eigen, und sie setzt sich für die Förderung von Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden ein. Äthiopien feiert dieses Jahr den Eintritt in das dritte christliche Jahrtausend, und ich bin sicher, dass die aus diesem Anlass durchgeführten Feiern auch dazu beitragen werden, die enorme soziale und apostolische Arbeit in Erinnerung zu rufen, welche die Christen in Afrika geleistet haben.

Freude über Fortschritte in den Balkanländern

7. Zum Schluss möchte ich über Europa sprechen, wo ich mich über die Fortschritte freue, die in den verschiedenen Ländern der Balkanregion erreicht worden sind. Ich bringe nochmals den Wunsch zum Ausdruck, dass der endgültige Status des Kosovo die legitimen Forderungen der sich gegenüberstehenden Parteien berücksichtigt sowie allen, die dieses Land bewohnen, Sicherheit und die Achtung ihrer Rechte gewährleistet, damit das Schreckgespenst der gewaltsamen Auseinandersetzungen endgültig verschwindet und die Stabilität in Europa gestärkt wird. Ich möchte auch Zypern erwähnen und erinnere mich voller Freude an den Besuch Seiner Seligkeit, des Erzbischofs Chrysostomos II., im vergangenen Juni.

Ich bringe den Wunsch zum Ausdruck, dass man – im Kontext der europäischen Union – keine Mühe scheuen möge, eine Lösung für eine Krise zu finden, die schon allzu lange andauert. Im vergangenen September habe ich einen Besuch nach Österreich unternommen, der auch den wesentlichen Beitrag herausstellen wollte, den die katholische Kirche zur Vereinigung Europas leisten kann und will. Was Europa anbelangt möchte ich Ihnen versichern, dass ich aufmerksam die Phase verfolge, die mit der Unterzeichnung des „Vertrags von Lissabon“ begonnen hat. In dieser Zeit wird der Prozess zum Aufbau des „Hauses Europa“ wieder belebt, das „nur dann ein für alle gut bewohnbarer Ort (wird), wenn es auf einem soliden kulturellen und moralischen Fundament von gemeinsamen Werten aufbaut, die wir aus unserer Geschichte und unseren Traditionen gewinnen“ (Begegnung mit führenden Vertretern des politischen und öffentlichen Lebens sowie dem Diplomatischen Korps, Wien, 7. September 2007) und wenn es seine christlichen Wurzeln nicht verleugnet.

8. Aus diesem kurzen Überblick geht klar hervor, dass die Sicherheit und die Stabilität der Welt weiterhin gefährdet sind. Es gibt verschiedene Faktoren, die Anlass zur Besorgnis geben; sie alle aber bestätigen, dass die menschliche Freiheit nicht absolut ist, sondern dass es sich um ein geteiltes Gut handelt, für das alle Verantwortung tragen. Ordnung und Recht sind folglich Elemente, welche die Freiheit garantieren. Doch das Recht kann nur dann eine wirkungsvolle Kraft des Friedens sein, wenn seine Grundlagen fest im vom Schöpfer gegebenen Naturrecht verankert bleiben. Auch aus diesem Grund darf man Gott niemals aus dem Gesichtskreis des Menschen und der

Geschichte ausschließen. Der Name Gottes ist ein Name der Gerechtigkeit; er stellt einen drängenden Aufruf zum Frieden dar.

9. Dieses Bewusstsein könnte unter anderem dabei helfen, den interkulturellen und interreligiösen Dialoginitiativen eine Orientierung zu geben. Solche Initiativen werden immer zahlreicher und können die Zusammenarbeit bei Themen anregen, die im gemeinsamen Interesse liegen, wie etwa die Würde der menschlichen Person, die Suche nach dem Allgemeinwohl, der Aufbau des Friedens oder die Entwicklung. In dieser Hinsicht wollte der Heilige Stuhl seine Teilnahme an dem auf hohem Niveau geführten Dialog über das Verständnis zwischen Religionen und Kulturen und die Zusammenarbeit für den Frieden im Rahmen der zweiundsechzigsten Generalversammlung der Vereinten Nationen (4. bis 5. Oktober 2007) besonders herausstellen. Damit dieser Dialog wahrhaftig sein kann, muss er sowohl klar sein und Relativismus sowie Synkretismus vermeiden, als auch von aufrichtiger Achtung für den anderen und einem Geist der Versöhnung und der Brüderlichkeit geprägt sein. Die katholische Kirche ist hier sehr engagiert, und ich möchte gerne nochmals an den Brief erinnern, den am 13. Oktober des vergangenen Jahres 138 muslimische Religionsführer an mich gerichtet haben, und erneut meine Dankbarkeit für die erhabenen Gefühle bekunden, die darin zum Ausdruck gebracht werden.

10. Unsere Gesellschaft hat zu Recht die Größe und die Würde der menschlichen Person in verschiedene Rechtserklärungen eingefügt, die ausgehend von der universalen Erklärung der Menschenrechte, welche vor gerade sechzig Jahren verabschiedet wurde, formuliert worden sind. Dieser feierliche Akt war nach einer Aussage von Papst Paul VI. einer der größten Ruhmestitel der Vereinten Nationen. Die katholische Kirche setzt sich in allen Kontinenten dafür ein, dass die Menschenrechte nicht nur proklamiert, sondern angewendet werden. Es bleibt zu wünschen, dass die Organisationen, die zum Schutz und zur Förderung der Menschenrechte geschaffen wurden, all ihre Kraft auf diese Aufgabe verwenden und vor allem, dass der Menschenrechtsrat die Erwartungen zu erfüllen weiß, die durch seine Schaffung hervorgerufen worden sind.

11. Der Heilige Stuhl seinerseits wird nicht müde, immer wieder auf die Prinzipien und Rechte hinzuweisen, die auf dem Beständigen und Wesentlichen, das der menschlichen Person innewohnt, basieren. Diesen Dienst möchte die Kirche für die wahre Würde des nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen leisten. Gerade von diesen Betrachtungen ausgehend, muss ich nochmals mein Bedauern über die beständigen Angriffe gegen das menschliche Leben aussprechen, die auf allen Kontinenten begangen werden. Gemeinsam mit zahlreichen Forschern und Wissenschaftlern möchte ich daran erinnern, dass die neuen Grenzen der Bioethik keine Entscheidung zwischen Wissenschaft und Moral aufdrängen, sondern dass sie vielmehr eine moralische Nutzung der Wissenschaft erforderlich machen. Andererseits freue ich mich – wobei ich an den Aufruf von Papst Johannes Paul II. aus Anlass des großen Jubiläums im Jahr 2000 erinnern möchte –, dass die Generalversammlung der Vereinten Nationen am 18.

Dezember des vergangenen Jahres eine Resolution verabschiedet hat, welche die Staaten dazu aufruft, ein Moratorium über die Anwendung der Todesstrafe einzuführen, und ich wünsche mir, dass diese Initiative die öffentliche Debatte über den heiligmäßigen Charakter des menschlichen Lebens anregt. Ich wiederhole nochmals mein Bedauern über die besorgniserregenden Bedrohung der Integrität der Familie, die auf der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau gründet. Die politisch Verantwortlichen – gleich welcher Couleur – sollten diese fundamentale Institution, diese Kernzelle der Gesellschaft schützen. Was bleibt noch zu sagen? Selbst die Religionsfreiheit, „unveräußerlicher Anspruch der Würde jedes Menschen und Eckstein im Gebäude der Menschenrechte“ (Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1988, Präambel), ist häufig gefährdet. Tatsächlich gibt es zahlreiche Orte, an denen sie nicht vollständig wahrgenommen werden kann. Der Heilige Stuhl verteidigt sie und fordert, dass sie allen Menschen gegenüber respektiert wird. Er ist besorgt über die Diskriminierung von Christen und Gläubigen anderer Religionen.

Entwicklungsländern durch Sozialpolitik helfen

12. Der Frieden darf nicht einfach nur ein Wort oder ein illusorischer Wunsch sein. Frieden bedeutet Engagement und eine Lebensweise, die es erfordern, die legitimen Erwartungen aller – wie etwa den Zugang zu Nahrung, Wasser und Energie, Medizin und Technologie – zu befriedigen oder auch die klimatischen Veränderungen zu kontrollieren. Nur so kann die Zukunft der Menschheit gebaut werden; nur so kann eine umfassende Entwicklung für heute und morgen gefördert werden. Mit einem besonders treffenden Ausdruck hat Papst Paul VI. vor vierzig Jahren in der Enzyklika „Populorum Progressio“ betont, dass „Entwicklung der neue Name für Frieden“ ist. Um den Frieden zu konsolidieren ist es daher notwendig, dass die positiven makroökonomischen Resultate, die zahlreiche Entwicklungsländer im Laufe des Jahres 2007 erzielt haben, durch eine wirkungsvolle Sozialpolitik und die Durchführung von Hilfsmaßnahmen seitens der reichen Länder unterstützt werden.

13. Schließlich möchte ich die internationale Gemeinschaft zu einem globalen Einsatz zugunsten der Sicherheit ermahnen. Ein gemeinsames Bemühen seitens der Staaten, alle unterzeichneten Verpflichtungen einzuhalten und zu verhindern, dass Terroristen Zugang zu Massenvernichtungswaffen erhalten, würde ohne Zweifel die Regelung zur Nichtverbreitung von Atomwaffen stärken und ihr mehr Wirkungskraft verleihen. Ich begrüße die Übereinkunft, die zum Verzicht auf das Atomwaffenprogramm in Nordkorea getroffen worden ist und ermutige zur Anwendung von Maßnahmen, die zum Abbau konventioneller Bewaffnung geeignet sind, sowie dazu, das humanitäre Problem anzugehen, das durch Submunitionswaffen entsteht.

Meine Damen und Herren Botschafter,

14. Die Diplomatie ist in gewisser Weise die Kunst der Hoffnung. Sie lebt von der Hoffnung und versucht, selbst

die geringsten Zeichen der Hoffnung zu erkennen. Die Diplomatie muss Hoffnung vermitteln. Das Weihnachtsfest erinnert uns jedes Jahr daran, dass, als Gott zu einem kleinen Kind geworden ist, die Hoffnung in der Welt, im Herzen der Menschheitsfamilie, gewohnt hat. Diese Gewissheit wird heute Gebet: dass Gott die Herzen derjenigen, welche die Familie der Völker regieren, für die Hoffnung öffnen möge, die niemals enttäuscht! Beseelt von diesen Gefühlen möchte ich jedem von Ihnen meine besten Wünsche aussprechen, damit Sie selbst, Ihre Mitarbeiter und die Völker, die sie repräsentieren, von der Gnade und dem Frieden erleuchtet werden, die durch das Kind von Bethlehem zu uns kommen.

* * *

Papst Benedikt XVI.: Die Taufe öffnet uns den Himmel

Die Sendung Christi besteht darin, „uns im Heiligen Geist zu taufen“

ROM, 13. Januar 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Mit dem heutigen Fest der Taufe Jesu endet die liturgische Weihnachtszeit. Wir finden das Kind, zu dem die Sterndeuter aus dem Osten nach Betlehem kamen, um es anzubeten und ihm ihre symbolischen Gaben zu überbringen, jetzt als Erwachsenen vor, und zwar in dem Moment, in dem er sich vom großen Propheten Johannes im Fluss Jordan taufen lässt (vgl. Mt 3,13). Das Evangelium erzählt, dass sich der Himmel öffnete, als Jesus getauft worden und aus dem Wasser gestiegen war, und dass der Heilige Geist wie eine Taube auf ihn herabkam (vgl. Mt 3,16). Und eine Stimme erklang aus dem Himmel, die sprach: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe“ (Mt 3,17). Dies war nach ungefähr 30 Jahren verborgenem Leben in Nazareth sein erstes öffentliches Auftreten.

Augenzeugen des einzigartigen Ereignisses waren neben dem Täufer auch dessen Jünger, von denen einige dann Jünger Christi wurden (vgl. Joh 1,35-40). Es war dies „Christophanie“ und „Theophanie“ in einem: Vor allem offenbarte sich Jesus als der „Christus“, das griechische Wort, um das hebräische „Messias“ zu übersetzen, was „gesalb“ heißt. Er wurde nicht wie die Könige und Hohenpriester Israels mit Öl gesalbt, sondern mit dem Heiligen Geist. Im gleichen Moment erschienen zusammen mit dem Sohn Gottes die Zeichen des Heiligen Geistes und des himmlischen Vaters.

Was ist die Bedeutung dieser Tat, die Jesus – den Widerstand des Täufers überwindend –vollbringen wollte, um dem Willen des Vaters zu gehorchen (vgl. Mt 3,14-15)? Der tiefe Sinn wird erst am Ende des irdischen Lebens Christi sichtbar werden, das heißt in seinem Tod und seiner Auferstehung. Dadurch, dass sich Jesus von Johannes zusammen mit den Sündern taufen ließ, begann er damit, die Sündenlast der ganzen Menschheit auf sich zu nehmen, als Lamm Gottes, das die Sünde der Welt „hinwegnimmt“ (vgl. Joh 1,29). Eine Tat, die er am Kreuz vollbrachte, als er auch seine „Taufe“ empfing (vgl. Lk 12,50). Indem er nämlich starb, „tauchte“ er „ein“ in die Liebe des Vaters und goss den Heiligen Geist aus, damit diejenigen, die an ihn glauben, aus dieser unerschöpflichen Quelle des neuen und ewigen Lebens neu geboren werden.

Die ganze Sendung Christi wird damit zusammengefasst: uns im Heiligen Geist zu taufen, um uns von der Knechtschaft des Todes zu befreien und „uns den Himmel zu öffnen“, das heißt den Zugang zum wahren und vollen Leben, das ein „immer neues Eintauchen in die Weite des Seins ist, indem wir einfach von der Freude überwältigt werden“ (Spe salvi, 12).

Dass ist auch für die 13 Kinder geschehen, denen ich heute

Vormittag in der Sixtinischen Kapelle das Sakrament der Taufe gespendet habe. Für sie und ihre Angehörigen bitten wir um den mütterlichen Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria. Und wir beten für alle Christen, dass sie immer mehr das Geschenk der Taufe begreifen können und sich dafür engagieren, es kohärent zu leben und so Zeugnis abzulegen für die Liebe des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

* * *

Zweite Katechese von Papst Benedikt XVI. über den heiligen Augustinus (354 - 430)

Die vier letzten Lebensjahre

ROM, 16. Januar 2007 - Liebe Brüder und Schwestern!

Ich möchte heute wie am letzten Mittwoch über den großen Bischof von Hippo sprechen: den hl. Augustinus. Vier Jahre vor seinem Tod wollte er seinen Nachfolger ernennen. Zu diesem Zweck versammelte er das Volk in der Friedensbasilika in Hippo, um den Gläubigen den vorzustellen, den er für diese Aufgabe vorgeschlagen hatte. Er sagte: „In diesem Leben sind wir sterblich, aber der letzte Tag dieses Lebens ist für jeden einzelnen immer ungewiss. Nichtsdestoweniger hofft man, zum Jünglingsalter zu gelangen; im Jünglingsalter zur Jugend; in der Jugend zum erwachsenen Alter; im erwachsenen Alter zur Zeit der Reife; in der Zeit der Reife zum Alter. Man ist nicht sicher, dahin zu kommen, aber man hofft darauf. Das Alter hat im Gegenteil dazu keinen anderen Zeitabschnitt vor sich, auf den es hoffen könnte; seine Dauer selbst ist ungewiss... Ich kam durch den Willen Gottes in diese Stadt in der Blüte meines Lebens; jetzt aber ist meine Jugend vorübergegangen und ich bin nunmehr alt“ (*Ep* 213,1). An diesem Punkt nannte Augustinus den Namen des vorgeschlagenen Nachfolgers, des Priesters Eraclius. Die Versammlung brach in einen Applaus der Billigung aus und wiederholte dreiundzwanzig Mal: „Gelobt sei Gott! Gelobt sei Christus!“ Mit weiteren Akklamationen billigten die Gläubigen des weiteren, was Augustinus dann hinsichtlich seiner künftigen Vorhaben sagte: er wollte die Jahre, die ihm blieben, einem intensiveren Studium der Heiligen Schrift widmen (vgl. *Ep* 213,6).

In der Tat, die vier folgenden Jahre waren Jahre einer außerordentlichen intellektuellen Aktivität: er brachte wichtige Werke zum Abschluss, er begann andere nicht weniger anspruchsvolle, er hielt öffentliche Debatten mit den Irrlehrern – er suchte immer den Dialog –, er trat ein, um den Frieden in den Provinzen Afrikas zu fördern, die von den Barbarenstämmen aus dem Süden bedroht waren. In diesem Sinn schrieb er an den Grafen Darius, der nach Afrika gekommen war, um den Streit zwischen dem Grafen Bonifatius und dem Kaiserhof zu schlichten, den die Stämme der Mauren für ihre Streifzüge ausnutzten: „Der größere Ehrentitel – so sagte er im Brief – besteht darin, den Krieg mit dem Wort zu töten statt Menschen mit dem Schwert, und mit dem Frieden für den Frieden zu sorgen und ihn aufrechtzuerhalten und nicht mit dem Krieg. Gewiss, auch diejenigen, die kämpfen, so sie gut sind, suchen zweifellos den Frieden, aber zum Preis des Blutvergießens. Du hingegen bist dazu entsandt worden, um zu verhindern, dass irgend eines Blut vergossen wird“ (*Ep* 229,2). Leider wurde die Hoffnung auf eine Befriedung der

afrikanischen Gebiete enttäuscht: im Mai 429 passierten die Vandalen die Straße von Gibraltar, nachdem sie aus Rache von Bonifatius dazu aufgefordert wurde, und fielen in Mauretanien ein. Die Invasion erreichte bald die anderen reichen afrikanischen Provinzen. Im Mai oder Juni des Jahres 430 standen „die Zerstörer des Römischen Reiches“, wie Possidius jene Barbaren bezeichnet (*Vita*, 30,1) vor Hippo, das sie unter Belagerung setzten.

In der Stadt hatte auch Bonifatius Zuflucht gesucht, der sich zu spät mit dem Hof ausgesöhnt hatte und nun ergebnislos versuchte, den Invasoren den Weg zu versperren. Der Biograph Possidius beschreibt Augustinus' Schmerz: „Die Tränen waren mehr den sonst sein tägliches und nächtliches Brot; er war nunmehr ans Äußerste seines Lebens gelangt und schleppte mehr als die anderen in Verbitterung und Trauer sein Alter voran“ (*Vita*, 28,6). Und er erklärt: „Er, jener Mann Gottes, sah nämlich die Gemetzel und Zerstörungen der Stadt; die Häuser abgebrochen auf dem Land und die Einwohner von feindlicher Hand getötet oder in die Flucht geschlagen; die Kirchen ihrer Priester und Diener beraubt; die heiligen Jungfrauen und die Ordensleute überallhin zerstreut; unter ihnen die einen unter Folter gestorben, die anderen mit dem Schwert getötet, noch weitere in Gefangenschaft genommen, die Integrität der Seele und des Leibes und auch des Glaubens verloren, von den Feinden in schmerzhaft und lange Sklaverei abgeführt“

Obwohl er alt und müde war, zog sich Augustinus nicht zurück und tröstete sich selbst und die anderen mit dem Gebet und der Betrachtung über die geheimnisvollen Pläne der Vorsehung. Er sprach diesbezüglich vom „Alter der Welt“ – und diese römische Welt war wahrlich alt –, er sprach von diesem Alter, wie er es schon Jahre vorher getan hatte, um die aus Italien kommenden Flüchtlinge zu trösten, als 410 die Goten Alarichs die Stadt Rom eingenommen hatten. Im Alter, sagte er, gibt es eine Fülle von Krankheiten: Husten, Katarrh, Triefäugigkeit, Angstzustände, Erschöpfung. Altert aber die Welt, so ist Christus immer jung. Und daher also die Aufforderung: „Lehne es nicht ab, in Einheit mit Christus jung zu werden, auch wenn die Welt altert. Er sagt dir: Hab keine Angst, *deine Jugend wird sich wie die des Adlers erneuern*“ (vgl. *Sermo* 81,8). Der Christ also darf sich auch in schwierigen Situationen nicht niederschlagen lassen, sondern muss sich dafür einsetzen, dem zu helfen, der in Not ist. Das rät der große Lehrer, als er dem Bischof von Thiava Honoratus antwortet, der ihn gefragt hatte, ob unter dem Voranschreiten der Barbareninvasionen ein Bischof oder Priester oder irgendein Mann der Kirche fliehen dürfe, um sein Leben zu retten: „Wenn die Gefahr für alle dieselbe ist, das heißt für Bischöfe, Kleriker und Laien, so sollen diejenigen, die der anderen bedürfen, nicht von denen verlassen werden, deren sie bedürfen. In diesem Falle sollen sich alle an einen sicheren Ort begeben; wenn es aber für einige notwendig ist zu bleiben, so sollen sie nicht von denen verlassen werden, denen die Pflicht obliegt, ihnen mit dem heiligen Dienst beizustehen, so dass sie sich entweder gemeinsam in Sicherheit bringen oder gemeinsam das Unglück ertragen, von dem der Vater der Familie will, dass sie es erleiden“ (*Ep* 228,2). Und er schloss: „Das ist der höchste Beweis der Liebe“ (*ebd.*, 3). Wie sollte man in

diesen Worten nicht die heldenhafte Botschaft wieder erkennen, die so viele Priester im Lauf der Jahrhunderte angenommen und sich zu eigen gemacht haben?

Indessen leistete die Stadt Hippo Widerstand. Das Haus-Kloster des Augustinus hatte seine Tore geöffnet, um die Kollegen im Bischofsamt aufzunehmen, die um Gastfreundschaft ansuchten. Unter diesen befand sich auch sein ehemaliger Schüler Possidius, der uns so das direkte Zeugnis jener letzten und dramatischen Tage hinterlassen konnte: „Im dritten Monat jener Belagerung – so berichtet er – legte er sich mit Fieber danieder: es war dies seine letzte Krankheit“ (*Vita*, 29,3). Der heilige Greis nützte jene endlich freie Zeit, um sich mit größerer Intensität dem Gebet zu widmen. Er sagte gewöhnlich, dass keiner, weder Bischof noch Ordensmann noch Laie, möge seine Lebensführung auch noch so untadelig erscheinen, dem Tod ohne eine angemessene Buße entgegentreten darf. Daher wiederholte er ständig unter Tränen die Bußpsalmen, die er so oft zusammen mit dem Volk gebetet hatte (vgl. *ebd.* 31,2).

Je schlimmer die Krankheit wurde, desto mehr verspürte der sterbende Bischof das Bedürfnis nach Einsamkeit und Gebet: „Um von niemandem in seiner Sammlung gestört zu werden, bat er ungefähr zehn Tage vor seinem Verscheiden uns Anwesende, niemanden in seine Kammer außerhalb der Stunden eintreten zu lassen, in denen die Ärzte kamen, um ihn zu untersuchen oder ihm das Essen gebracht wurde. Seinem Willen wurde genau nachgekommen und die ganz Zeit über wartete er im Gebet“ (*ebd.*, 31,3). Er verschied am 28. August 430 aus: sein großes Herz ruhte endlich in Gott.

„Zur Grablegung seines Leibes – so informiert uns Possidius – wurde Gott das Opfer dargebracht, an dem wir teilnahmen; dann wurde er bestattet“ (*Vita*, 31,5). Sein Leib wurde an ungewissem Datum nach Sardinien übertragen, und von dort im Jahr 725 nach Pavia in die Basilika San Pietro in Ciel d'oro, wo er auch heute ruht. Sein erster Biograph fällt über ihn dieses abschließende Urteil: „Er hinterließ der Kirche einen sehr zahlreichen Klerus, wie auch Männer- und Frauenklöster voller Menschen, die der Enthaltbarkeit unter dem Gehorsam gegenüber ihrer Oberen geweiht waren, zusammen mit den Bibliotheken, die seine Bücher und Reden sowie die von anderen Heiligen enthielten, aus denen hervorgeht, worin durch die Gnade Gottes sein Verdienst und seine Größe in der Kirche bestand, und in denen die Gläubigen ihn immer lebendig vorfinden“ (Possidius, *Vita*, 31,8). Es ist dies ein Urteil, dem wir uns anschließen können: in seinen Schriften „finden“ auch wir ihn „lebendig“ vor. Wenn ich die Schriften des hl. Augustinus lese, so habe ich nicht den Eindruck, dass es sich um einen Mann handelt, der vor mehr oder weniger 1600 Jahren gestorben ist, sondern ich spüre ihn, als wäre er ein Mensch von heute: ein Freund, ein Zeitgenosse, der zu mir spricht, der mit seinem frischen und aktuellen Glauben zu uns spricht. Im hl. Augustinus, der in seinen Schriften zu uns spricht, der zu mir spricht, sehen wir die stete Aktualität seines Glaubens; des Glaubens, der von Christus kommt, dem Ewigen Fleischgewordenen Wort, Gottessohn und Menschensohn. Und wir können sehen, dass dieser Glaube nicht gestrig ist, auch wenn er gestern verkündet worden ist; er ist immer von heute, weil Christus wirklich gestern, heute

und in Ewigkeit ist. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. So ermutigt uns der hl. Augustinus dazu, uns diesem immer lebendigen Christus anzuvertrauen und so den Weg des Lebens zu finden.

* * *

Die Rede, die der Papst nicht halten konnte

Ansprache, die Benedikt XVI. für die römische Universität Sapienza vorbereitet hat

ROM, 17. Januar 2007

Es ist für mich ein Grund zu großer Freude, anlässlich der Eröffnung des akademischen Jahres die Gemeinschaft der Römischen Universität „Sapienza“ zu besuchen. Schon seit Jahrhunderten prägt diese Universität den Weg und das Leben der Stadt Rom, indem sie in allen Wissensgebieten die besten intellektuellen Kräfte Früchte tragen lässt. Sowohl in der Zeit, als die Einrichtung nach der von Papst Bonifatius VIII. gewollten Gründung unmittelbar der kirchlichen Autorität unterstand, als auch später, als das Studium Urbis sich zu einer Institution des italienischen Staates entwickelte, hat Ihre akademische Gemeinschaft ein hohes wissenschaftliches und kulturelles Niveau bewahrt, das sie unter die renommiertesten Universitäten der Welt einreicht.

Von jeher betrachtet die Kirche von Rom dieses Universitätszentrum mit Sympathie und Bewunderung und zollt ihm Anerkennung für seine bisweilen schwierige und mühevoll Aufgabe der Forschung und der Ausbildung der jungen Generationen. So hat es auch in den letzten Jahren nicht an bedeutsamen Momenten der Zusammenarbeit und des Dialogs gefehlt. Besonders möchte ich an das weltweite Rektoren-Treffen anlässlich des Jubiläums für die Universitäten erinnern, bei dem Ihre Gemeinschaft nicht nur die Aufnahme und die Organisation übernommen, sondern vor allem den prophetischen und umfassenden Vorschlag der Erarbeitung eines „neuen Humanismus für das dritte Jahrtausend“ vorgelegt hat.

Gerne möchte ich bei dieser Gelegenheit meine Dankbarkeit darüber ausdrücken, dass Ihre Universität mich zu Besuch und Vortrag eingeladen hat. Im Hinblick darauf habe ich mir zuallererst die Frage gestellt: Was kann und soll ein Papst bei einer solchen Gelegenheit sagen?

Bei meiner Vorlesung in Regensburg habe ich, gewiss als Papst, aber vor allem auch als ehemaliger Hochschullehrer an meiner eigenen Universität gesprochen und dabei Erinnerungen und Gegenwart miteinander zu verknüpfen versucht. Aber an der „Sapienza“, der alten Universität von Rom, bin ich gerade als Bischof von Rom eingeladen und muss daher als solcher sprechen. Gewiss, die „Sapienza“ war einmal Universität des Papstes, aber heute ist sie eine säkulare Universität mit der Autonomie, welche von ihrer Gründungsidee her immer zum Wesen der Universität gehörte, die allein der Autorität der Wahrheit verpflichtet sein soll.

In ihrer Freiheit von politischen und kirchlichen Autoritäten kommt der Universität ihre besondere Funktion gerade auch für die moderne Gesellschaft zu, die einer solchen Institution bedarf.

Ich komme auf meine Ausgangsfrage zurück: Was kann und soll der Papst bei der Begegnung mit der Universität seiner Stadt sagen? Beim Bedenken dieser Frage schien mir, sie schließe zwei andere Fragen ein, deren Klärung von selbst zur Antwort führen müsste. Es ist nämlich zu fragen: Was ist Wesen und Auftrag des Papsttums? Und: Was ist Wesen und Auftrag der Universität?

Ich möchte Sie und mich an dieser Stelle nicht mit langen Erörterungen über das Wesen des Papsttums hinhalten. Ein kurzer Hinweis mag genügen. Der Papst ist zuallererst Bischof von Rom und als solcher in der Nachfolge des heiligen Petrus mit einer

bischöflichen Verantwortung für die ganze katholische Kirche ausgestattet.

Das Wort Bischof – Episkopos, das zunächst so viel wie Aufseher bedeutet, ist schon im Neuen Testament mit dem biblischen Begriff des Hirten verschmolzen worden: Er ist der, der von einem Übersichtspunkt aus aufs Ganze sieht, sich um den rechten Weg und den Zusammenhalt des Ganzen müht. Insofern ist mit dieser Berufsbezeichnung zunächst der Blick aufs Innere der gläubigen Gemeinschaft gerichtet. Der Bischof – der Hirte – ist der Mann, der sich um diese Gemeinschaft kümmert; der sie dadurch beieinander hält, dass er sie auf dem Weg zu Gott hält, wie ihn dem christlichen Glauben gemäß Christus gezeigt hat - und nicht nur gezeigt hat. Er ist selbst für uns der Weg.

Aber diese Gemeinschaft, um die sich der Bischof sorgt, lebt – ob sie nun groß oder klein ist – in der Welt; ihr Zustand, ihr Weg, ihr Beispiel und ihr Wort wirkt sich unweigerlich aufs Ganze der übrigen menschlichen Gemeinschaft aus. Je größer sie ist, desto mehr wird ihr rechter Zustand oder ihr eventueller Verfall sich aufs Ganze der Menschheit auswirken. Wir sehen es heute sehr deutlich, wie der Zustand der Religionen und wie die Situation der Kirche, ihre Krisen und ihre Erneuerungen aufs Ganze der Menschheit einwirken. So ist der Papst gerade als Hirte seiner Gemeinschaft immer mehr auch zu einer Stimme der moralischen Vernunft der Menschheit geworden.

Hier ergibt sich freilich sofort der Einwand, dass der Papst eben doch nicht wirklich von der moralischen Vernunft her spreche, sondern seine Urteile aus dem Glauben beziehe und daher keine Gültigkeit für diejenigen beanspruchen könne, die diesen Glauben nicht teilen. Auf diese Frage wird zurückzukommen sein, denn dabei ergibt sich die ganz grundsätzliche Frage: Was ist Vernunft? Wie weist sich eine Aussage – vor allem eine moralische Norm – als „vernünftig“ aus?

An dieser Stelle möchte ich vorerst nur ganz kurz darauf hinweisen, dass John Rawls, obwohl er umfassenden religiösen Lehren den Charakter der „öffentlichen“ Vernunft abspricht, in deren „nicht öffentlicher“ Vernunft immerhin Vernunft sieht, die ihren Trägern nicht einfach im Namen einer säkularistisch verhärteten Rationalität abgesprochen werden dürfe. Ein Kriterium dieser Vernünftigkeit sieht er unter anderem darin, dass solche Lehren aus einer verantworteten und doktrinen Tradition heraus stammen, in der über lange Zeiträume hinweg hinreichend gute Gründe für die jeweilige Lehre entwickelt wurden.

An dieser Aussage erscheint mir wichtig, dass die Erfahrung und Bewährung über Generationen hin – der historische Fundus menschlicher Weisheit – auch ein Zeichen ihrer Vernünftigkeit und ihrer weiter reichenden Bedeutung ist. Gegenüber einer ahistorischen Vernunft, die sich nur in einer ahistorischen Rationalität selber zu konstruieren versucht, ist die Weisheit der Menschheit als solche – die Weisheit der großen religiösen Traditionen – als Realität zur Geltung zu bringen, die man nicht ungestraft in den Papierkorb der Ideengeschichte werfen kann. Kehren wir zurück zur Ausgangsfrage. Der Papst spricht als Vertreter einer gläubigen Gemeinschaft, in welcher in den Jahrhunderten ihres Bestehens Weisheit des Lebens gereift ist; als Vertreter einer Gemeinschaft, die zumindest einen Schatz an moralischer Erkenntnis und Erfahrung in sich verwahrt, der für die ganze Menschheit von Bedeutung ist: Er spricht in diesem Sinn als Vertreter moralischer Vernunft.

Aber nun ist zu fragen: Und was ist die Universität? Was ist ihre Aufgabe? Eine gewaltige Frage, zu der ich wiederum nur im Telegrammstil die eine oder andere Anmerkung versuchen kann. Ich denke, man dürfe sagen, der eigentliche innere Ursprung der

Universität liege in dem Drang des Menschen nach Erkenntnis. Er will wissen, was das alles ist, was ihn umgibt. Er will Wahrheit.

In diesem Sinn kann man das Fragen des Sokrates als den Impuls sehen, aus dem die abendländische Universität geboren wurde. Ich denke etwa – um nur einen Text zu nennen – an das Streitgespräch mit Eutyphron, der dem Sokrates gegenüber die mythische Religion und ihre Frömmigkeit verteidigt. Dem stellt Sokrates die Frage entgegen: „Du glaubst, dass wirklich unter den Göttern gegenseitiger Krieg bestehe und furchtbare Feindschaften und Schlachten... Sollen wir wirklich sagen, Eutyphron, das alles sei wahr?“ (6 b – c).

In dieser scheinbar unfrohen Frage, die bei Sokrates freilich aus einer tieferen und reineren Frömmigkeit, aus der Suche nach dem göttlichen Gott kam, haben die Christen der ersten Jahrhunderte sich und ihren Weg wiedererkannt. Sie haben ihren Glauben nicht positivistisch aufgenommen, nicht als Ausweg unerfüllter Wünsche, sondern als den Durchbruch aus dem Nebel der mythologischen Religion zu dem Gott verstanden, der schöpferische Vernunft und zugleich Vernunft als Liebe ist.

Deswegen war das Fragen der Vernunft nach dem größeren Gott und nach dem, was der Mensch wirklich ist und soll, für sie nicht eine bedenkliche Form von Unfrömmigkeit, sondern gehörte zum Wesen ihrer Weise der Frömmigkeit. Sie brauchten daher das sokratische Fragen nicht aufzulösen oder beiseite zu schieben, sondern durften, ja mussten es aufnehmen und das Ringen der Vernunft um Erkenntnis der ganzen Wahrheit als Teil ihrer eigenen Identität erkennen. So konnte, musste im Raum des christlichen Glaubens, in der christlichen Welt die Universität entstehen.

Ein weiterer Schritt ist nötig. Der Mensch will erkennen – er will Wahrheit. Wahrheit ist zunächst eine Sache des Sehens, des Verstehens, der *theoría*, wie die griechische Tradition es nennt. Aber Wahrheit ist nie bloß theoretisch. Augustinus hat in seiner Zuordnung der Seligpreisungen der Bergpredigt und der Geistesgaben von Jes 11 *scientia* und *tristitia* aufeinander bezogen: Bloßes Wissen, so meint er, macht traurig.

Und in der Tat – wer nur alles ansieht und erfährt, was in der Welt geschieht, wird traurig werden. Aber Wahrheit meint mehr als Wissen: Die Erkenntnis der Wahrheit zielt auf die Erkenntnis des Guten. Das ist auch der Sinn des sokratischen Fragens: Was ist das Gute, das uns wahr macht? Die Wahrheit macht uns gut, und das Gute ist wahr: Dies ist der Optimismus, der im christlichen Glauben lebt, weil er des Logos, der schöpferischen Vernunft ansichtig geworden ist, die sich in der Menschwerdung Gottes zugleich als das Gute, als die Güte selbst gezeigt hat.

In der mittelalterlichen Theologie hat es einen eingehenden Disput über das Verhältnis von Theorie und Praxis, über den rechten Zusammenhang von Erkennen und Tun gegeben, den wir hier nicht aufzurollen brauchen. Faktisch stellt die mittelalterliche Universität mit ihren vier Fakultäten diesen Zusammenhang dar. Beginnen wir mit der nach damaligem Verständnis vierten Fakultät, derjenigen der Medizin. Sie wurde zwar mehr als „Kunst“ denn als Wissenschaft betrachtet, aber ihre Einfügung in den Kosmos der *Universitas* bedeutete doch klar, dass sie im Raum der Rationalität angesiedelt war, dass die Kunst des Heilens unter der Leitung der Vernunft stand und dem Bereich des Magischen entzogen wurde. Heilen ist eine Aufgabe, die immer mehr als den bloßen Verstand verlangt, aber gerade so die Verbindung von Wissen und Können, die Zugehörigkeit zum Raum der Ratio braucht.

Unvermeidlich erscheint die Frage nach dem Zusammenhang von Praxis und Theorie, von Erkenntnis und Handeln, in der juristischen Fakultät. Es geht um die rechte Gestaltung der

menschlichen Freiheit, die immer Freiheit im Miteinander ist: Das Recht ist Voraussetzung der Freiheit, nicht ihr Gegenspieler. Aber hier erhebt sich sofort die Frage: Wie findet man die Maßstäbe der Gerechtigkeit, die gemeinsam gelebte Freiheit ermöglichen und dem Gutsein des Menschen dienen?

An dieser Stelle drängt sich ein Sprung in die Gegenwart auf - die Frage, wie eine Rechtsordnung, die eine Ordnung der Freiheit, der Menschenwürde und der Menschenrechte darstellt, gefunden werden kann. Es ist die Frage, die uns heute in den demokratischen Meinungsbildungen bewegt und die uns zugleich als Frage für die Zukunft der Menschheit bedrängt. Jürgen Habermas drückt, wie mir scheint, einen weitgehenden Konsens des heutigen Denkens aus, wenn er sagt, die Legitimität einer Verfassung als Voraussetzung der Legalität gehe aus zwei Quellen hervor: aus der gleichmäßigen politischen Beteiligung aller Bürger und aus der vernünftigen Form, in der die politischen Auseinandersetzungen ausgetragen werden.

Zu dieser „vernünftigen Form“ stellt er fest, dass sie nicht bloß ein Kampf um arithmetische Mehrheiten sein könne, sondern als ein „wahrheitssensibles Argumentationsverfahren“ zu charakterisieren sei. Das ist gut gesagt, aber sehr schwer in politische Praxis umzusetzen. Denn die Vertreter dieses öffentlichen „Argumentationsverfahrens“ sind nun einmal überwiegend die Parteien als Träger der politischen Willensbildung.

Faktisch werden sie unausweichlich vor allem auf das Gewinnen von Mehrheiten bedacht sein und damit fast unvermeidlich auf Interessen achten, denen sie Befriedigung versprechen, die aber häufig partikulär sind und nicht wirklich dem Ganzen dienen. Die Wahrheits-Sensibilität wird immer wieder überlagert von der Interessen-Sensibilität. Ich finde es bedeutsam, dass Habermas von der Sensibilität für die Wahrheit als notwendigem Element im politischen Argumentationsprozess spricht und so den Begriff der Wahrheit wieder in die philosophische und in die politische Debatte einführt.

Aber die Pilatus-Frage wird da unausweichlich: Was ist Wahrheit? Und wie erkennt man sie? Wenn man dafür auf die „öffentliche Vernunft“ verweist, wie Rawls es tut, dann folgt unausweichlich noch einmal die Frage: Was ist vernünftig? Wie weist sich Vernunft als wirkliche Vernunft aus? Jedenfalls wird von da aus sichtbar, dass andere Instanzen in der Suche nach dem Recht der Freiheit, nach der Wahrheit des rechten Miteinander zu Gehör kommen müssen als Parteien und Interessengruppen, deren Bedeutung damit nicht im mindesten bestritten werden soll.

So kommen wir auf die Struktur der mittelalterlichen Universität zurück. Neben der Rechtswissenschaft standen da die Fakultäten für Philosophie und Theologie, denen die Suche nach dem Ganzen des Menschseins und so das Wachhalten der Sensibilität für die Wahrheit aufgetragen war. Man könnte geradezu sagen, dass dies der bleibende, wahre Sinn beider Fakultäten ist: Hüter der Sensibilität für die Wahrheit zu sein, den Menschen nicht von der Suche nach der Wahrheit abbringen zu lassen.

Aber wie können sie dieser Aufgabe gerecht werden? Das ist eine Frage, um die immer neu gerungen werden muss und die nie einfach zu Ende gestellt und beantwortet ist. So kann auch ich an dieser Stelle nicht eigentlich eine Antwort anbieten, sondern viel eher eine Einladung, mit dieser Frage unterwegs zu bleiben – unterwegs mit den großen Ringenden und Suchenden der ganzen Geschichte, mit ihren Antworten und ihrer über jede einzelne Antwort immer neu hinweisenden Unruhe für die Wahrheit.

Theologie und Philosophie bilden dabei ein eigentümliches Zwillingpaar, in dem keines vom anderen gänzlich zu lösen ist

und doch jedes seinen eigenen Auftrag und seine besondere Identität wahren muss. Es ist das geschichtliche Verdienst des heiligen Thomas von Aquin, dass er gegenüber der von ihrem geschichtlichen Kontext anders gearteten Antwort der Väter die Eigenständigkeit der Philosophie und mit ihr das Eigenrecht und die Eigenverantwortung der von ihren Kräften her fragenden Vernunft herausgestellt hat.

Die Väter hatten gegenüber den neuplatonischen Philosophien, in denen Religion und Philosophie untrennbar verflochten waren, den christlichen Glauben als die wahre Philosophie dargestellt und dabei auch betont, dass dieser Glaube den Ansprüchen der nach Wahrheit suchenden Vernunft entspricht; dass er das Ja zur Wahrheit gegenüber den zu bloßer Gewohnheit gewordenen mythischen Religionen war.

Aber nun, im Zeitpunkt der Entstehung der Universität, gab es im Abendland diese Religionen nicht mehr, sondern nur noch das Christentum, und so musste nun auf neue Weise die Eigenverantwortung der Vernunft herausgestellt werden, die nicht vom Glauben absorbiert wird.

Thomas wirkte in einem privilegierten Zeitpunkt: Die philosophischen Schriften des Aristoteles waren erstmals in ihrer Ganzheit zugänglich geworden; die jüdischen und arabischen Philosophien als je eigene Anverwandlungen und Weiterführungen der griechischen Philosophie standen im Raum.

Das Christentum musste so in einem neuen Dialog mit der ihm begegnenden Vernunft der anderen um seine eigene Vernünftigkeit ringen. Die philosophische Fakultät, die als sogenannte Artisten-Fakultät bisher nur eine Vorschule für die Theologie gewesen war, wurde zur eigentlichen Fakultät, zum eigenständigen Partner der Theologie und des von ihr reflektierten Glaubens. Über das spannende Ringen, das sich dabei ergab, kann hier nicht gehandelt werden.

Ich würde sagen, dass die Vorstellung des heiligen Thomas über das Verhältnis von Philosophie und Theologie sich in der Formel ausdrücken lasse, die das Konzil von Chalzedon für die Christologie gefunden hatte: Philosophie und Theologie müssen zueinander im Verhältnis des „Unvermischt und Ungetrennt“ stehen. Unvermischt, das will sagen, dass jede der beiden ihre eigene Identität bewahren muss.

Die Philosophie muss wirklich Suche der Vernunft in ihrer Freiheit und ihrer eigenen Verantwortung bleiben; sie muss ihre Grenze und gerade so auch ihre eigene Größe und Weite sehen. Die Theologie muss dabei bleiben, dass sie aus einem Schatz von Erkenntnis schöpft, den sie nicht selbst erfunden hat und der ihr vorausbleibt, nie ganz von ihrem Bedenken eingeholt wird und gerade so das Denken immer neu auf den Weg bringt.

Mit diesem „Unvermischt“ gilt auch zugleich das „Ungetrennt“: Die Philosophie beginnt nicht immer neu vom Nullpunkt des einsam denkenden Subjekts her, sondern sie steht im großen Dialog der geschichtlichen Weisheit, die sie kritisch und zugleich hörbereit immer neu aufnimmt und weiterführt; sie darf sich aber auch nicht demgegenüber verschließen, was die Religionen und was besonders der christliche Glaube empfangen und der Menschheit als Wegweisung geschenkt haben.

Manches, was von Theologen im Laufe der Geschichte gesagt oder auch von kirchlicher Autorität praktiziert wurde, ist von der Geschichte falsifiziert worden und beschämt uns heute. Aber zugleich gilt, dass die Geschichte der Heiligen, die Geschichte der vom christlichen Glauben her gewachsenen Menschlichkeit diesen Glauben in seinem wesentlichen Kern verifiziert und damit auch zu einer Instanz für die öffentliche Vernunft macht.

Gewiss, vieles von dem, was Theologie und Glaube sagen, kann nur im Inneren des Glaubens angeeignet werden und darf daher nicht als Anspruch an diejenigen auftreten, denen dieser Glaube unzugänglich bleibt. Aber zugleich gilt, dass die Botschaft des christlichen Glaubens nie nur eine „comprehensive religious doctrine“ im Sinn von Rawls ist, sondern eine reinigende Kraft für die Vernunft selbst, die ihr hilft, mehr sie selbst zu sein. Die christliche Botschaft sollte von ihrem Ursprung her immer Ermutigung zur Wahrheit und so eine Kraft gegen den Druck von Macht und Interessen sein.

Nun, ich habe bisher nur von der mittelalterlichen Universität gesprochen, dabei freilich versucht, das bleibende Wesen der Universität und ihres Auftrags durchscheinen zu lassen. In der Neuzeit haben sich neue Dimensionen des Wissens eröffnet, die in der Universität vor allem in zwei großen Bereichen zur Geltung kommen: in der Naturwissenschaft, die aus der Verbindung von Experiment und vorausgesetzter Rationalität der Materie sich gebildet hat; in den Geschichts- und Humanwissenschaften, in denen der Mensch sich im Spiegel seiner Geschichte und im Ausleuchten der Dimensionen seines Wesens besser zu verstehen sucht.

Bei dieser Entwicklung hat sich der Menschheit nicht nur ein ungeheures Maß von Wissen und Können erschlossen; auch Erkenntnis und Anerkenntnis von Menschenrechten und Menschenwürde sind gewachsen, und dafür können wir nur dankbar sein. Aber der Weg des Menschen ist nie einfach zu Ende, und die Gefahr des Absturzes in die Unmenschlichkeit nie einfach gebannt: Wie sehr erleben wir das im Panorama der gegenwärtigen Geschichte: Die Gefahr der westlichen Welt – um nur davon zu sprechen – ist es heute, dass der Mensch gerade angesichts der Größe seines Wissens und Könnens vor der Wahrheitsfrage kapituliert. Und das bedeutet zugleich, dass die Vernunft sich dann letztlich dem Druck der Interessen und der Frage der Nützlichkeit beugt, sie als letztes Kriterium anerkennen muss.

Von der Struktur der Universität her gesagt: Die Gefahr ist, dass die Philosophie sich ihre eigentliche Aufgabe nicht mehr zutraut und in Positivismus ableitet; dass die Theologie mit ihrer an die Vernunft gewandten Botschaft ins Private einer mehr oder weniger großen Gruppe abgedrängt wird.

Aber wenn die Vernunft aus Sorge um ihre vermeintliche Reinheit taub wird für die große Botschaft, die ihr aus dem christlichen Glauben und seiner Weisheit zukommt, dann verdorrt sie wie ein Baum, dessen Wurzeln nicht mehr zu den Wassern hinunterreichen, die ihm Leben geben.

Sie verliert den Mut zur Wahrheit und wird so nicht größer, sondern kleiner. Auf unsere europäische Kultur angewandt heißt dies: Wenn sie sich nur selbst aus ihrem Argumentationszirkel und dem ihr jetzt Einleuchtenden konstruieren will und sich aus Furcht um ihre Säkularität von den Wurzeln abschneidet, von denen sie lebt, dann wird sie nicht vernünftiger und reiner, sondern zerfällt.

Damit kehre ich zum Ausgangspunkt zurück. Was hat der Papst an der Universität zu tun oder zu sagen? Er darf gewiss nicht versuchen, andere in autoritärer Weise zum Glauben zu nötigen, der nur in Freiheit geschenkt werden kann. Über seinen Hirtendienst in der Kirche hinaus und vom inneren Wesen dieses Hirtendienstes her ist es seine Aufgabe, die Sensibilität für die Wahrheit wach zu halten; die Vernunft immer neu einzuladen, sich auf die Suche nach dem Wahren, nach dem Guten, nach Gott zu machen und auf diesem Weg die hilfreichen Lichter wahrzunehmen, die in der Geschichte des christlichen Glaubens aufgegangen sind und dabei dann Jesus Christus wahrzunehmen als Licht, das die Geschichte erhellt und den Weg in die Zukunft zu finden hilft.